

# Weibliche Strafgefängene im Kanton Bern

## Ein Besuch in Hindelbank

### Einst:

«Ahl les beaux jours de bonheur indicible...» Verlaïne.

Hieronymus von Erlach, Grandseigneur des alten Bern, General in kaiserlich-habsburgischen Diensten und gleichzeitig hochdotierter Agent Ihrer allerchristlichsten Majestät Ludwig des Vierzehnten, Bannerherr, Landvogt von Aarwangen, Thunstetten und Hindelbank, Erbgraf von Kaiser Franz I. Gnaden, Schultheiss von Bern, gestorben anno 1748 als «Père de la Patrie», — diese doppeldeutige Glanzfigur des Rokokos hat, als eine üppige bezau-bernde Kopie versaillescher Pracht, das

### Schloss Hindelbank

erbauen lassen. Und «versaillesch» wurden nicht nur Schloss und Garten, sondern auch die Feste und Intrigen ihres ambitionierten Herrn und Meisters gerühmt.

In dieses Rokokoschloss, das so anmutvoll heiter in die weichen Hügelwellen des bernischen Mittellandes eingebettet ist, hat der Staat Bern im Jahre 1898 sein

### Zuchthaus, Korrektionshaus und Arbeitshaus für Frauen

verlegt. Aus Rokokosäulen und Rokokoalkoven wurden Gefängenssäle und Zellen. Und an Stelle der zierlichen Prunkmöbel waren Pritschen und rohgezimmerte Tische gekommen. Finis les beaux jours! Rokoko hatte vor dem aufgeklärten zwanzigsten Jahrhundert weichen müssen, das in Dingen des Strafvollzugs eben erst aus den Kinderschuhen zu treten versuchte.

### „Ein Stück Mittelalter wird fallen“

Bis zum Jahre 1898 war das im heutigen Bollwerk gelegene «Schalewärb» für Männer und Frauen das bernische Zuchthaus gewesen. Es gab noch bis ins Jahr 1926 im späteren «Hindelbank» eine Oberschwester, die aus eigenem Erleben als Anstaltschwester von dem mittelalterlich anmutenden Strafvollzug im «Schalewärb» zu erzählen wusste. Aus jener Zeit, da es zur «Strafe» gehörte, dass die gefangenen Frauen Nacht für Nacht um halb drei Uhr aufstehen und eine Stunde stricken mussten, ehe sie im frühesten Morgengrauen, bevor die anständigen Bürger der Stadt die Strassen benutzten, die Gassen und Gässchen Berns zu kehren hatten.

Mit der Errichtung der Männerstrafanstalt Witzwil und der Frauenstrafanstalt Hindelbank war ein Stück Mittelalter gefallen. Aber mochten fortgeschrittene Juristen und Kriminalpsychologen auch bereits dahin wirken, dass im Strafvollzug der Besserungszweck dem Sühnegedanken der Strafe voran gestellt werden müsse, so ist doch im Strafrecht und Strafvollzug das Mittelalter nur langsam, Schritt für Schritt, zu überwinden. Gemessen am «Schalewärb» haben wir schon einen weiten Weg zurückgelegt. Aber eine Zeit, die nicht gegen einen allgemeinen Niedergang der Kultur, gegen Krieg und Fascismus zu kämpfen braucht, wird auch im System des Strafvollzugs und in der Bekämpfung des Verbrechens noch andere, kühnere und vernünftige Wege gehen als wir.

Daran denken wir auf unsere Fahrt durch den nebligen, kalten Dezembermorgen, als mitten in den bereiften Feldern die zarte klare Silhouette des Schlosses Hindelbank vor uns auftaucht. Und fast unmöglich scheint es uns, dass hinter dieser edlen Fassade eingeschlossen jene vielen unglücklichen Frauen leben sollen, die vor un-

seren Augen den Gerichtssaal passieren und das Verdict «Strafanstalt» entgegennehmen mussten.

### Der „Systemfehler“

Bevor wir «Hindelbank» betreten, wollen wir einen Augenblick beim Strafvollzug selbst verweilen. Erfüllt er die an ihn gestellten Erwartungen in der Bekämpfung des Verbrechens? Niemand wagt dies zu behaupten. Der heutige Strafvollzug krankt an einem Systemfehler, der unabhängig von der guten oder schlechten Leitung einer Strafanstalt vorhanden ist und von



HINDELBANK.  
Schloß im Canton Bern, eine Herrschaft gegen Mitternacht.



HINDELBANK.  
Chateau, Seigneurie dans le Canton de Berne du Côté du Nord.

dieser je nachdem lediglich gemildert oder verschlimmert werden kann.

Die letzte umfassende Kriminalstatistik des Statistischen Amtes des Kantons Bern, aus dem Jahre 1932, hat nachgewiesen, dass von den insgesamt 15,885 Verurteilten der Jahre 1924 bis 1929 volle 25 Prozent Rückfällige sind. In Wirklichkeit ist der Rückfälligkeitsgrad aber noch viel grösser, weil der einmal Rückfällige, den man von neuem eingesperrt hat, mit dem Begründen, ihn zu bessern, nun, statt gebessert, immer häufiger rückfällig wird, jemeher er bestraft und eingesperrt wird. Zum ersten Rückfall kommt der zweite, dritte und vierte, ja zehn und zwanzig Rückfälle sind häufig genug. So ist denn auch die Rückfälligkeit um so grösser, je länger der Zeitraum ist, den man daraufhin untersucht. Das zeigt uns auch die genannte Statistik, worin festgestellt wird, dass von der Zahl der Verurteilten aus dem Ausgangsjahr 1924 nach Ablauf von 5½ Jahren volle 41 Prozent rückfällig geworden sind. Diese erschreckende Schlusssumme aus dem heutigen Strafvollzug — die in andern Kantonen ihre analogen Beispiele hat — veranlasste die Herausgeber dieser amtlichen Kriminalstatistik zu der Feststellung: «Man erhält den Eindruck, dass wer einmal mit der Strafanstalt Bekanntschaft gemacht hat, weniger Hemmungen gegen kriminelle Neigungen zeigt als derjenige, der vor dem Vollzug der Freiheitsstrafe bewahrt bleibt.»

Der Schüler Freuds, Dr. Fritz Wittels, hat in seinem Buch «Die Welt ohne Zuchthaus» das Hauptübel am Versagen des heutigen Strafvollzugs ungefähr wie folgt umschrieben: «Damit, dass wir den Kriminellen einer entehrenden Strafe aussetzen, die er in Gemeinschaft mit andern Entehrten in einer Strafanstalt verbüßen muss, stossen wir ihn strafweise aus der Gemeinschaft der anständigen und redlichen Menschen aus. Damit verliert der erstmals Verurteilte nicht nur seine Freiheit und seinen bisherigen Lebenskreis, sondern er verliert moralisch auch den Boden unter den Füßen. In dieser Verfassung kommt der erstmals Bestrafte in die Strafanstalt und findet hier nun zum ersten Male Schicksalsgenossen seiner neuen Lage, Deklassierte, Ausgestossene der anständigen Gesellschaft, wie er selber. Und was «draussen» eine Schande gewesen ist, seine kriminelle Tat, ist hier unter diesen neuen Gefährten nur Beweis seiner Zugehörigkeit, nur ein Ehrentitel für die Tüchtigkeit, denen draussen, die einem einsperren und ausstossen können, etwas zurückzuzahlen.»

Der erstmals Bestrafte macht in der Strafanstalt die für ihn sehr gefährliche Erfahrung, dass man aus keiner menschlichen Gesellschaft ausgestossen werden kann, ohne sogleich eine andere dafür zu gewinnen. Und das natürliche Resultat dieser neuen Erfahrung ist, dass nun sowohl er wie seine neue Umgebung alles tut, ihn jetzt für den Ehrenkodex der neuen Gemeinschaft würdig zu machen. Je zuchthäuslicher diese Welt der Strafgefängenen gehalten wird, desto besser erzieht sie sich gegen-

seitig zur Abwehr und zum Hass gegen die Gesellschaft, die sie für dieses Los verantwortlich macht. So ist denn auch der Straftatlassene ein ganz anderer Mensch als der Verurteilte, der diese Welt in der Strafanstalt nicht kennengelernt hat.

«Hindelbank» ist seit seinem Bestehen nun unangesehen Frauenzuchthaus, Frauenkorrektionshaus und Frauenarbeitshaus in einem gewesen; «Hindelbank» hat bis vor ganz wenigen Jahren sogar die Jugendlichen unter den weiblichen Kriminellen bei sich aufnehmen müssen. Durch diese Jahrzehntelange Verquickung des gesamten strafrechtlichen und administrativen Vollzugs in einer einzigen Anstalt haben sich zwangsläufig diese gefährlichen Nachteile im

bau betritt, der, nach Art französischer Rokokoschlösser von zwei Seitenflügeln flankiert wird, findet man die meisten Türen, hinter denen sich die Insassinnen des Hauses befinden, unverschlossen. Nur die Fenster tragen die dicken Gitter, die bei jedem Blick veratmen, wo man sich befindet. Und vor uns her flitzt mit einem grossen Geschirrbrett ein schwächliches rothaariges Mägdlein zum Küchenbau hinüber. «Draussen» gilt sie als mehrfach vorbestrafte Diebin, hier in Hindelbank ist sie die «Perle» im Haushalt der Direktorsfamilie. Alle Schränke und Türen sind offen. Ihr grösstes Weihnachtsgeschenk war einen alten Puppenwagen für das Enkelkind im Hause heraus zu putzen. Und sie hat dabei gestanden, nie in ihrem Leben eine eigene Puppe besessen zu haben.

Schloss Hindelbank lässt sich nicht zu einem modernen Anstaltsbetrieb ummodellieren, wenn auch einzelne Einrichtungen moderner Art mitten drin sitzen und die Unzulänglichkeiten des alten Baues noch peinlicher hervorstechen lassen. So gibt es in Hindelbank keine speziellen Esssäle, sondern die Frauen essen in ihren Arbeitssälen, so liegen sich auf Armlänge die unterirdischen rohen und finsternen Isolierzellen und die modernen Bäder- und Duscheinlagen gegenüber, wobei freilich beide Seiten nicht allzu häufig benutzt werden. Die Bäder und Duschen — um im gegenwärtigen Augenblick Heizung zu sparen — nur noch einmal im Monat; die wirklich abscheulichen Zellen, einem uralten Burgverlies nicht unähnlich, nur noch zur Strafversetzung, oder wenn eine der gefangenen Frauen selber um eine Isolierung bittet, weil sie eine jene schweren Gemütskrisen herankommen fühlt, die ihr den überfüllten Schlafsaal unerträglich machen.

Die Frauen nähen, flicken, stricken, waschen und plätten, viele arbeiten im Sommer in Garten und Feld; in Keller und Dachräumen des Schlosses sind in reichlicher Vorsorge Vorräte, namentlich aus dem eigenen Betrieb, mit peinlichster Ordnung und Sorgfalt versorgt.

Augenblicklich ist die Zahl der Insassinnen, infolge der durch die Mobilisation eingetretenen grossen Stockung innerhalb der Gerichtspraxis, so niedrig, wie nie seit Jahrzehnten. Statt hundert, hundertzwanzig oder gar hundertfünfzig Insassinnen, beherbergt Hindelbank gegenwärtig nur 68 Frauen; das heisst, nur 12 strafgefängene, und 56 administrativ eingewiesene Frauen. So ist für jede dieser Gruppen nur je ein Nähsaal im Betrieb. Die oberen Schlafsäle und Arbeitssäle sind augenblicklich leer. Da und dort sieht ein verblüffenes, zerkratztes Wandbild, das Ueberbleibsel irgendeiner Rokokoidylle, grotesk unwirklich auf die rohgezimmerten leeren Tische herunter. Im Nähsaal der strafgefängenen Frauen sitzt das Dutzend Frauen und Mädchen bei der Arbeit. Die blauen Röcke stehen farbig gegen den nebligen Tag vor den Fenstern hervor. Gesichter jedes Alters sehen uns an, feindselig, abweisend, verschlossen, neugierig oder strahlend freundlich, je nachdem. Da springt uns das magere ältliche Jümpferlein entgegen, das ein Leben lang Trauerhüte genäh hat, aber dann, als verbrauchte Kraft, brotlos geworden ist und auf seine alten Tage noch das Lügen und Betrügn gelernt hat,

heutigen Strafvollzugssystem in Hindelbank verdoppelt. Platzmangel und infolgedessen überfüllte Schlafsäle haben jene Nachteile noch verschärft. Um eine erstmals gestrauchte Frau, und erst recht ein junges Mädchen, nicht der dortigen Gesellschaft auszuliefern, in der Schwerkriminelle und zehn-, zwanzig- oder gar vierzigmal rückfällige Trinkerinnen keine Seltenheit waren, versuchten fortschrittliche Richter das menschenunmögliche, um in ihrem Urteil um eine Strafvorbüsung in der Frauenstrafanstalt herumzukommen. Mehr noch als dem Drängen der Aussenwelt ist es der heutigen Leitung von Hindelbank selber zu danken, wenn im Laufe der allerletzten Jahre eine ganze Reihe baulicher und anderer Massnahmen ergriffen worden ist, um die besserungsfähigen Frauen von dem unheilvollen Einfluss gefährlicher Mitgefängener fernzuhalten.

### Morgen:

Immerhin wird glücklicherweise das auf Beginn des Jahres 1941 in Kraft tretende Schweizerische Strafrecht den Kanton Bern und die übrigen Kantone dazu zwingen, auch den Frauenstrafvollzug mit weiteren massgeblichen baulichen und internen Neuerungen zu reformieren. Verpflichtet doch das Gesetz die Kantone, streng getrennte Betriebe für die verschiedenen Kategorien von Strafgefängenen, besondere Verwahranstalten für die vielfach rückfälligen (mindestens absolut getrennte Betriebe), Arbeits- und Erziehungsanstalten für Kinder und Jugendliche zu schaffen. Der Bund zahlt hohe Beiträge an alle solchen Neuanrichtungen und ist fernerhin durch das Gesetz verpflichtet, die heute unzureichende Heranbildung und Fortbildung von Anstaltsbeamten zu fördern und zu unterstützen.

### „Hindelbank“ heute

Wir durchqueren den weiten, noblen, leer gehaltenen Innenhof des Schlosses, in dem mittags die Insassinnen ihren zwanglosen halbstündigen Spaziergang machen; erst die «Braunen», dann die «Blauen»; braun ist der grobe fällige Miederrock aus Zwilch bei den «Administrativen», blau bei den Strafgefängenen. Die eigenen Kleider warten in Naphtalin gelegt in Schränken auf den Tag der Entlassung. Billige Pelzmäntel und rote Stöckelschuhe liegen dort neben den bettelhaften Fetzen der obdachlos aufgegriffenen arbeitslosen Schwindlerin.

Für den Geist der Anstalt gibt es schon beim Eintritt zwei Symptome: das Haupttor ist verschlossen. Aber wenn man dann den freien Innenhof durchquert hat und den grossen Mittel-

Für Ihre **Unfall-,  
Haftpflicht-  
und Kasko-**

Versicherungen wenden Sie sich an die

„**Waadtländische**“

Genossenschaft auf reiner Gegenseitigkeit



# Dokumente der Zeit

## Eine historische Unterredung Der Abschiedsbesuch des französischen Botschafters Francois-Poncet bei Adolf Hitler

Aus dem kürzlich erschienenen amtlichen französischen Gelbbuch geben wir nachfolgende Dokumente wieder, Berichte des französischen Botschafters in Berlin an den Aussenminister Bonnet:

«Am Abend des 17. Oktobers 1938», so beginnt der tags darauf nach Paris abgeschickte Brief des Botschafters an seine Regierung, «liess mich Reichskanzler Hitler bitten, so schnell als möglich zu ihm zu kommen. Eines der Privatflugzeuge des Kanzlers stand zu meiner Verfügung. Ich flog am nächsten Tag ab und landete gegen drei Uhr nachmittags in Berchtesgaden. Das Auto brachte mich aber nicht nach dem Obersalzberg, sondern nach dem ungewöhnlichen Sitz, wo der Führer seine Tage verbringt, wenn das Wetter schön ist.

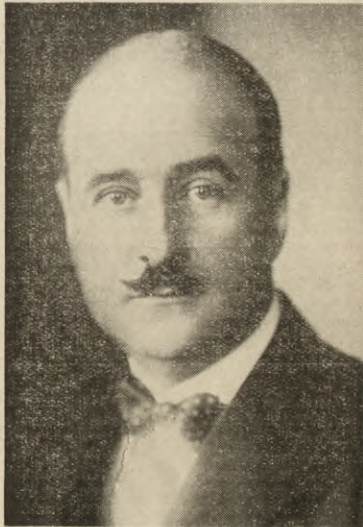
Von weitem sieht der Sitz, der oben an einer 1900 m hohen Felspitze klebt, aus wie ein Observatorium oder eine mönchische Einsiedelei. Eine 15 km lange und in die Felsen gebaute Strasse führt hinauf. Sie allein kostete drei Jahre Arbeit. Durch einen unterirdischen Gang gelangen wir vor ein schweres Bronzeportal. Die Wände sind mit Bronzeplatten bedeckt. Ein Aufzug steht bereit, der uns 110 m durch die Felsen emporbringt zur Höhe, wo der Kanzler wohnt.

Ich muss an mich halten. Hitlers Haus ist ein wichtiger Bau mit einer Galerie auf romanischen Pfeilern, einer riesigen saalartigen Rotunde, wo ein mächtiges Kaminfeuer brennt, und einigen Nebengemächern, alles sehr komfortabel ausgestattet. Von allen Seiten bricht Licht herein. Wie von einem Flugzeug aus verliert sich der Blick in einem überwältigenden Panorama von Bergen und Tälern. Das Ganze macht einen grossartigen, wilden, düster visionären Eindruck. Bin ich auf der Burg Monschat, wo die Gralsritter wohnen, im Kloster auf dem Berg Athos oder im Feenpalast eines Räuberromans? Hat sich dieser Bau ein gesunder Mensch ausgedacht oder ein kranker und grössenwahnsinniger, der jedes Mass verlor und sich in die Einsamkeit zurückzog, oder einer, der von der Angst einfach wie besessen ist? Vielsagend scheint mir, dass die Zugänge zur Burg und die Felsen ringsum mit Maschinengewehrnestern gespickt sind...

Der Kanzler empfängt mich lebenswürdig und höflich. Sein Gesicht ist bleich und übermüdet. Er hat nicht einen seiner aufgeregten, sondern einen seiner mehr depressiven Tage. Er zeigt mir das grossartige Panorama und freut sich an meiner unverhohlenen Bewunderung. Er bedauert sehr, dass ich abberufen werde. Dann wird der Tee in einem der Nebenzimmer serviert, Gefolge und Dienerschaft verlassen uns bis auf Ribbentrop, und sobald wir zu dritt allein sind, beginnt das politische Gespräch. Es ist sehr lang, dieses Gespräch, und der Abdruck würde zu weit führen. Das Wesentliche: Hitler zeigt sich von den Nachwirkungen der Münchener Konferenz enttäuscht, schimpft auf die Engländer als Spielverderber und wünscht sich nichts Sehnlischeres als den dauernden Ausgleich und Frieden mit Frankreich. Ausser einigen Wutanfällen eben gegen Grossbritannien zeigt sich Hitler ruhig, gemässigt, versöhnlich. Man hätte meinen können, schreibt der französische Botschafter an seine Regierung, «einen ausgeglichenen, erfahrungsreichen und weisen Mann vor sich zu haben, den nur ein Wunsch erfüllt: Der Friede unter allen Völkern.» Adolf Hitler spricht zum Botschafter wie ein überzeugter Europäer. Die «weisse Zivilisation», das kostbarste gemeinsame Gut, muss bis zum letzten verteidigt werden. Die Aussichten einer kommenden noch grösseren Krise, ja sogar eines neuen grossen Krieges bedrücken den Kanzler offensichtlich. Hitler kommt Francois-Poncet wie ein Mann vor, der das Aeusserste versuchen will, um die Kriegsgefahr aus dem Weg zu räumen, wäre es nur, um sein (des Kanzlers) Gewissen zu beruhigen. Seine friedlichen Absichten, vor allem was Frankreich betrifft, scheinen unbedingt aufrichtig.

«Dennoch», so fährt der französische Botschafter fort, «mache ich mir über Adolfs Hitlers Charakter keine Illusionen. Ich weiss, er ist wechselnd, versteckt, widerspruchsvoll, ungewiss. Dieser scheinbar gutartige Mann, der sich an der Natur begeistert und mir am Teufelisch so vernünftige europäische Ideen entwickelt, ist handkehrum der schlimmsten Ausbrüche fähig, der wildesten Geistesverfassung, des tollsten Ehrgeizes. Es gibt Tage, da er, vor einer Weltkarte sitzend, die Nationen, Staaten und Kontinente, die Geographie und die Geschichte durcheinanderwirft wie ein besessener Deming. Dann plötzlich träumt er wieder davon, der Heros eines ewigen Friedens zu sein und Erbauer grossartiger Friedenswerke. Seine guten Absichten, was Frankreich betrifft, werden von der Mehrheit des deutschen Volkes geteilt, das des ewigen Krieges mit dem

Nachbarn im Westen müde ist. Daladier ist dem Kanzler von München her sympathisch. Wer könnte aber sagen, ob derselbe Hitler nicht im gleichen Augenblick daran denkt, wie er die englisch-französische Allianz sprengen könnte, um, angesichts des ohnmächtigen Westens, dann freie Hand im Osten zu haben? Was für Projekte wälzt er zugleich in seinem



Franois-Poncet,  
Frankreichs Botschafter in Berlin  
(heute in Rom)

Kopf? Wer soll die Zeche für den Ausgleich im Westen bezahlen? Polen, die baltischen Staaten, Russland? Was für Ueberraschungen hält uns dieser kranke und Einflüssen preisgegebene Diktator noch bereit?

Franois-Poncet rät seiner Regierung zu Verhandlungen mit Deutschland, obschon Hitler mit äusserster Vorsicht und mit Misstrauen zu geniessen sei. Der Botschafter erinnert an ein Wort des deutschen Propagandaministers: Niemand könne in einer Loterie gewinnen, der nicht den Kauf wenigstens eines Loses wage. «So ist es unsere Pflicht, keinen Weg zu vernachlässigen, der zum Frieden führen könnte.» Der Rat wurde gehört. Am 6. Dezember 1938 schlossen die beiden Aussenminister Bonnet und von Ribbentrop einen deutsch-französischen Konsultativpakt miteinander ab, der dann freilich toter Buchstabe blieb. «Die zwei-stün-

## Wie ein Witz der Weltgeschichte

Herr Payart, französischer Handlungsbevollmächtigter in Moskau, an Georges Bonnet, französischer Aussenminister.

Moskau, 19. März 1939.

Die Sowjetregierung hat gestern bei der deutschen Regierung einen schriftlichen Protest eingelegt, als Antwort auf die Notifikation des deutschen Botschafters, nach der die Reichsregierung beschlossen hatte, die Tschechei in den Rahmen des Reiches einzugliedern und das Statut der Slowakei umzumodeln.

Ich lasse an das Departement per Post die Uebersetzung der Note des Aussenkommissariates folgen, welches Dokument bisher von der Sowjetpresse noch nicht veröffentlicht worden ist.

Nachdem das Volkskommissariat des Auswärtigen die deutschen Argumente abgelehnt, die Rechtsgültigkeit der von Hacha in

dige Unterredung ist zu Ende», schliesst Francois-Poncet seinen Bericht. «Die Dunkelheit, die alle Täler und Bergspitzen verhüllt, hat auch das Gespensterschloss verschlungen. Ich verabschiedete mich. Der Führer nimmt mir das

Versprechen ab, ihn auch privatim zu besuchen. Er schüttelt mir wiederholt beide Hände. Der Lift trägt mich hinab, wo ich meinen Wagen wiederfinde. In der Nacht bringt mich das Privatflugzeug nach Berlin zurück.»

## Die Vergewaltigung der Tschechoslowakei

Coulondre an Bonnet.

Berlin, den 17. März 1939.

Ueber die Bedingungen, unter denen die Herren Hacha und Chwalkowsky gezwungen wurden, die Abmachung zu unterzeichnen, die Böhmen und Mähren an Deutschland auszuliefern sollte, glaube ich folgenden Bericht, den ich von einer vertrauenswerten Person erhalten habe, an Sie weiterleiten zu müssen.

Im Laufe des Nachmittags des 14. März liess die deutsche Gesandtschaft in Prag den Cernin-Palais wissen, dass in Anbetracht der erschwerten Lage es von Nutzen wäre, wenn sich der Staatspräsident und der Aussenminister nach Berlin begeben würden.

Herr Hacha und sein Aussenminister, die mit militärischen Ehren empfangen worden waren, wurden sofort nach ihrer Ankunft in die Reichskanzlei geleitet, wo der Führer und die Herren Göring, von Ribbentrop und Keppler sie erwarteten.

Das zu unterzeichnende Dokument befand sich auf dem Tisch, und zwar in seiner endgültigen Fassung, sowie auch ein Memorandum über das künftige administrative Statut für Böhmen und Mähren.

Der Führer hielt eine sehr kurze Ansprache, in der er darlegte, dass der Zeitpunkt für Verhandlungen nicht gegeben sei, dass die tschechischen Staatsmänner geladen worden seien, die Beschlüsse Deutschlands entgegenzunehmen, dass die getroffenen Entscheidungen unwiderruflich, dass Prag am folgenden Tage um 9 Uhr morgens besetzt werde, dass Böhmen und Mähren an das Reich angeschlossen und zu einem Protektorat zusammengeschlossen und dann, wenn jemand es wagen sollte, Widerstand zu leisten, er zertreten sein werde. Als der Führer mit seiner Anrede fertig war, unterzeichnete er und entfernte sich. Es war ungefähr halb ein Uhr nachts.

Eine tragische Szene entwickelte sich darauf zwischen den tschechischen Ministern und ihren drei deutschen Mitunterredern.

Stundenlang protestierten Hacha und Chwalkowsky gegen die Gewalt, die man ihnen anthat; sie erklärten, nicht in der Lage zu sein, das ihnen vorgelegte Dokument zu unterzeichnen und machten geltend, dass, falls sie dar-

einwilligten, sie von ihrem eigenen Volke in alle Ewigkeit verdammt worden wären. Mit aller Energie setzte sich Herr Hacha dem Protektoratsstatut, das den Tschechen auferlegt werden sollte, entgegen und bemerkte, dass kein Volk der weissen Rasse je solche Bedingungen zu erdulden habe.

Die deutschen Minister zeigten sich unbarmherzig. Sie machten förmlich Jagd nach den Herren Hacha und Chwalkowsky, die sich um den Tisch herum bewegten, auf dem die zu signierenden Aktenstücke lagen, drückten ihnen die Feder in die Hand und wiederholten in einem fort, dass, wenn sie in ihrer Ablehnung verharren, Prag in zwei Stunden von der deutschen Flugwaffe zur Hälfte zusammengeschossen und dass dies alles nur der Anfang sein werde. Hunderte von Bombenflugzeugen seien startbereit und warten nur auf die letzte Order. Diese Order werde aber um 6 Uhr morgens an sie abgehen, falls die Dokumente bis dahin nicht unterzeichnet sein werden.

Hacha war derart erschöpft, dass er mehrmals einen ärztlichen Beistand beanspruchen musste — die Aerzte hielten sich übrigens vom ersten Augenblick an in der unmittelbaren Nähe des Verhandlungsraumes auf. Als die tschechischen Staatsmänner das Argument ins Feld führten, dass sie zum geforderten Schritt sich nicht entschliessen können, ohne die Einwilligung der Prager Regierung eingeholt zu haben, erhielten sie die Antwort, dass zu ihrer Verfügung eine direkte Telefonverbindung mit dem Ministerrat, der im Moment in Prag berate, stehe und dass sie also mit ihren Kollegen unmittelbar Fühlung nehmen können. In der Tat war diese direkte Verbindung von Mitgliedern der deutschen Minderheit in der Tschecho-Slowakei, ohne Kenntnis der Behörden, auf tschechischem Territorium bereits fertiggestellt worden.

Um 4½ Uhr morgens entschloss sich der zusammengebrochene Herr Hacha, der nur noch mit Einsparungen zu sich gebracht werden konnte, den Tod im Herzen, zur Unterschrift. Beim Verlassen der Staatskanzlei erklärte Chwalkowsky: «Unser Volk wird uns verurteilen, und dennoch haben wir seine Existenz gerettet. Wir haben ihm ein schreckliches Blutbad erspart.» Coulondre.

## Warnung vor dem Gewitter

Berlin, 16. März 1939.

Hitlerdeutschland hat nun die Maske abgelegt. Bisher wehrte es sich mit allen Mitteln dagegen, imperialistisch sein zu sollen. Es be-

hauptete, nichts anderes anzustreben, als alle Deutschen, die im mitteleuropäischen Raum angesiedelt sind, soweit nur irgend möglich, zu einer Familie zu vereinigen, mit Ausschluss der fremdrassigen. Heute liegt es klar zutage, dass der Herrschaffthunger des Führers gar keine Grenzen kennt.

Auch ist es offenkundig, dass es vergeblich wäre zu hoffen, gegen den Führer ein anderes Argument als das der Gewalt mit Erfolg auszuspielen. Das Dritte Reich bringt Verträgen und übernormenen Verpflichtungen die gleiche Verachtung entgegen wie das Kaiserreich Wilhelms II. Deutschland ist nach wie vor das Land der «Papierletzen».

Sowohl Gründe der nationalen Sicherheit wie die Interessen des Weltfriedens fordern vom französischen Volke eine gewaltige Anstrengung im Sinne der Selbsttucht und der organisatorischen Erfassung aller nationalen Energien, die allein Frankreich noch erlauben würden, gestützt auf seine Freunde, sich zu behaupten und seine Interessen im Angesicht eines so fürchterlichen Gegners, wie es das Deutschland Adolfs Hitlers ist, das sich nun auf die Uebervältigung Europas gestürzt hat, zu verteidigen. Coulondre.

## „Denn wir fahren gegen Engelland“

Heute wollen wir ein Liedlein singen,  
trinken wollen wir den goldenen Wein,  
und die Gläser sollen dazu klingen,  
denn es muss, es muss geschieden sein;  
gib mir deine Hand,  
deine weisse Hand.  
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,  
denn wir fahren gegen Engelland.

Unsere Flagge wehet auf dem Mast,  
sie verkündet unseres Reiches Macht,  
denn wir wollen es nicht länger leiden,  
dass der Englischmann darüber lacht;  
gib mir deine Hand ...  
deine weisse Hand.  
Leb wohl, mein Schatz, leb wohl,  
denn wir fahren gegen Engelland.

Schlusslied des deutschen Radios.

## Den Lesern dieses Blattes empfehlen wir als illustrierte Wochenzeitschrift das anerkannt bestredigierte schöne Familienblatt

«Der Aufstieg» Die wöchentlichen Bildreportagen des «Aufstieg» finden überall grossen Anklang und werden von Autoritäten als vorbildlich gewertet. Wer Wert legt auf ein Familienblatt, das seinen Anforderungen in jeder Beziehung entspricht, der abonniert das illustrierte Familienzeitschrift «Der Aufstieg». Bei niedrigen Abonnementpreisen bietet das Blatt günstige Unfallversicherungen. Ohne Versicherung kostet «Der Aufstieg» vierteljährlich Fr. 3.—

Anfragen und Abonnementbestellungen richtet man an die Administration des «Aufstieg», Monbijoustrasse 61, Bern.

Werben Sie für die «Nation»

Verantwortliche Redaktion: Dr. H. Graf, Dr. E. Schnöller, Bern, Laupenstrasse 9, Telefon 2 03 98  
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft «Die Nation», Bern  
Annoncenverwaltung: Bern: Laupenstr. 9, Telefon 2 03 98, Postcheck III 10001  
Zürich: Postfach Bahnhof, Zürich 3  
Insertionspreise: Die 1-spaltige Millimeterzeile (Seite & 8 Spalten) 20 Rp.  
Bei Abschlüssen entsprechender Rabatt



# Wie man ins Armenhaus kommt

Rückblick eines Schweizers auf ein allzu bewegtes Leben

Von Dr. BRINGOLF,

Verfasser von „Der Lebensroman des Leutnant Bringolf selig“

XIII.

## Auf Geschäftstournee bei alten Freunden und Bekannten

### Die höflichen Anstaltsdamen

«Guete Tag, Frau Volschl!» «Guete Tag, Frau Schöttli!» «Guete Tag, Herr Dokter!» so geht's schon morgens um 5 Uhr 30 auf unserm Gang. Leichtbeschwingt, trotz ihren 90 Jahren, eilen die Damen des Asyls mit ihren Töpfchen nach dem stillen Oertchen. Sie sind immer guter Laune. Die Mannsvölker sind in diesem Heim die Schwatzen und Intriganten, nicht die Frauen. Sie wollen bloss, allzuoft für mich, ein Schwätzerli machen, während ich ja meinen Hausierhandel vorbereiten muss.

«Ich erinnere mich noch sehr gut an Ihren Besuch in Hallau mit Ihrer jungen Frau und Ihren Schwiegereltern zusammen. Das war so um 1904 herum. Der Herr von Arx ist nachher noch zu mir in den 'Löwen' gekommen. Man merkte ihm die Flaschen etwas an, die sie bei der Platzkäter und beim Reinhard Bringolf am Platz geleert hatten. Was ist aus Ihrer geschiedenen Frau geworden, wenn man indiskret sein darf?»

«Ihr ist's auch schlecht gegangen, liebe Frau Schöttli. Sie hat dann in zweiter Ehe einen Doktor geheiratet. Von dem ist sie auch geschieden. Nun arbeitet sie in ihrer eigenen Fabrik. Sie schneidet Muster, sortiert, verschickt. Ihr Vermögen, das einst hätte den Hans Bringolf retten und zum Bundesrat vorbereiten sollen, ist auch so kaputtgegangen.»

Nach diesen Morgenunterhaltungen setze ich mich an mein Tischchen. Mein Buchhandel will weiter ausgebaut sein. Die Kavalleristen, die Artilleristen des Offiziersersatzs sollten bearbeitet werden. Investitionen, vor fast 40 Jahren gemacht, brachten nun Zinsen und Zinseszinsen.

### Die Hauptwache am Brandenburger tritt unter Gewehr

Da ist z. B. Oberst E. Heer, der Instruktionsoffizier der Artillerie, der die heutige jüngere Generation der Artillerieoffiziere gebildet hat. Um die Jahrhundertwende herum war er als junger Leutnant zur Artillerieschiesschule in Jüterbog kommandiert worden. Ich selbst war Attaché unserer Gesandtschaft in Berlin. Eines Sonntags kam Heer zu mir auf Besuch. Besuch bedeutet feudales Frühstück im «Continental». Beide in Uniform natürlich. Nachher Bummel «Unter den Linden», an der Hauptwache beim Brandenburger vorbei. Man sah ihm die Verlegenheit von ferne an, dem Wachtposten. Was da auf ihn zu kam, war nichts Alltägliches. Das Käppi von dem einen war wohl das der Gardeschützen. Der Rosshaarbusch gehörte aber dann nicht drauf. Er tut das Richtige, von uns auch Erwartete. Seine Gewehrgriffe, sein präsentiertes Gewehr, brachten Sonne in die Herzen der beiden Milizen. Es hat nicht viel daran gefehlt, dass 18 Jahre später ich wieder in Uniform durchs Brandenburger gezogen wäre. Diesmal vom Tiergarten her, als Offizier der siegreichen französischen Armee, im Dezember 1918. Es hat manchen Friedensunterhändler gereut, dass man damals nicht bis Berlin ging.

Oberst Heer hat sich in liebenswürdigster Art und Weise — auch materiell belegt — an jenes Déjeuner im «Continental» erinnert.

### Die Hotelbibliotheken bestellen den Bringolf-Roman

Versuchs auch an die Hoteliers mit deinem Buch zu gelangen, sagte ich mir. Die Hotels aller Kategorien und Zonen waren mir in meinem Wanderleben immer wieder Zufluchtsort und Sprungbrett gewesen. Und siehe da! Nicht nur, dass reichliche Bestellungen auf den Roman kamen. Auch Einladungen zu Kur- und Aufenthalts folgten. Ich konnte meine Zweifrankenschachtel-per-Tag-Pension mit der 25-fränkigen des Hotels Excelsior in Arosa für einige Wochen vertauschen. Anstatt von den gehässigen Augen der Anstaltsinsassen verfolgt zu werden, durfte ich es nochmals erleben, auf mir die Augen einer fischen Wienerin ruhen zu sehen, die zu sagen schien: «Immer noch ein schöner Mann, der Dr. Bringolf. Wenn man den etwas herrichten würde, dann könnte man sich auf dem nächsten Kurhausball mit ihm zeigen. Was er braucht ist ein paar Hundert Franken Kredit bei einem Schneider der Old Bond Street und eine Degersheimer Kur, damit er sein Büchlein mindern kann.»

Das Hotel Euler erinnerte sich an den Hans Bringolf, der anfangs der zwanziger Jahre vielfach aus Strassburg herübergekommen war, um den Schweizer Kohlenhandel zu bearbeiten.

Ich war damals Direktor eines Kohlenkontores. Ich setzte die Basler Bounquats an den Schlemmertisch des Hotels Euler. Die Verzinsung kam 16 Jahre später in Form einer Fünftzigfrankennote für den Roman.

### Ein Denkmal der Dankbarkeit

Den Kavalleristen unter den Hoteliers, denen soll ihr Name in goldenen Buchstaben auf der Ehrensäule stehen, die ich dereinst in Erinnerung an diese Armenhausrettungsaktion auf dem «Ulanenbuck» werde errichten lassen. Der Schöpfer des Soldatendenkmals in Les Rangiers, l'Épilatier, hat bereits das Modell dazu entworfen. Dasselbe ist heute schon im «Schweizerbund», beim Auer in Hallau, zu sehen. Hat man vor- oder nachher Hunger, dann empfehle ich die Auerische Milzwurst.

Ganz oben auf die Säule kommen die Kavalleristen Bon, deren Hilfe allein genügt hätte, noch einen andern Insassen eines Armenhauses frei zu kriegen. Ganz unten, wer kommt denn da hin? Nicht die, die sie meinen, das heisst die Schätzig-Lausigen, die Widerlich-Honorigen, immer Treu und Redlichkeit-Vorneherumübenden, hintenherum-Staat-, Angestellte-, Geschäftskunden-Betrügende. Diese Balsac'schen Birottaugestalten sollen in einem besonderen Abschnitt behandelt werden.

### Verdienstvolle Römer im Klettgau

«Nachmittags könntest du eigentlich wieder einmal nach Schleithelm» sagte ich mir nach getaner Morgenarbeit. Ueber den Höhenrücken, an den Hallauer- und Oberhallauerhöfen vorbei, dann quer durch den Westerwald. In diesem Grenzgebiet riskiere ich nur zwei Gefahren: den deutschen Grenzwächter und den eigenen Grenzschutz. Der letztere lässt mich allerdings immer schnell wieder springen, nachdem ich ihm bewiesen habe, dass ich der schwarz über die Grenze gekommene Jude nicht bin, den sie in mir vermuteten. Den ersten gebe ich überhaupt keine Gelegenheit mich interpellieren zu können.

Diesen Höhenweg bin ich vor 50 und mehr Jahren schon des öftern mit meinem Papa und Archivar Wannier von Luzern gegangen. Wir kamen dann aus Schleithelm, wo damals viel an den Funden aus einer Römerstrasse herumstudiert wurde. Da die Römer uns Hallauern die Rebe und damit den Wein gebracht haben, war es nur natürlich, dass die beiden alten Herren mit dem Büebli gen Hallau zogen, um die Römer für ihre beste Gabe nach Hallauerart zu loben. Damals sagten die Hallauer noch: «Grüezi au, Hans!» zu mir oder, dem Vater schmeichelnd: «Us dem Blondchöpfli wird emol öppis, das sieht me ihm a.»

Das unterweilen stark mitgenommene Blondköpfchen schritt rüstig fürbass, überlegend, wie er seinen Buchhandel ausdehnen könne.

### Die Bierbrauer zeigen sich dankbar

An die Bierbrauer solltest du eigentlich schreiben, fiel mir ein. Ein solcher Gambrius

wie der Hans Bringolf, der sollte doch eigentlich belohnt werden! Die ersten heimlichen Pennärschoppen in der «Rosenburg» in Feuerthalen bereicherten zwar weder die Hanhast, Oechslin vom «Falken», noch den Rumpus im Mühental. Was dagegen durch die Kehle der Heidelberger Westphalen floss, das wäre des Grundes genug, um einer Bierorte meinen Namen zu geben. Bringolfbräu! Wie ganz anders klingt das als Pschorrbräu! Nun, das kann noch kommen. Reagiert haben die Brauer aufs angenehmste, wie ich gleich sagen will. Besonders die Kavalleristen unter ihnen und da wieder die ganz besonders, die Doyens: die Obersten Endemann und Füglistaller. Ich habe es verdient, dass man mir hilft, und Recht behalten, dass Mosttrinken als unpassend beiseite liegen zu lassen. Als 63-jähriger kann ich immer noch meine zehn

golf in die Finger bekommen könnte. Sie würde ihm den richtigen Weg schon weisen. Ganz klein müsse er werden, ganz arm, auf den Acker schaffen gehen. Wenn er dann ganz unten durch sei, dann würde ihm Gott helfen. Dann würde es wieder aufwärts gehen. Was man selbst wolle, sei nichts.»

«Und ich sage, dass man aus sich heraus sich retten muss, denn nichts geschieht, was Gott nicht will. Also... und übrigens, ich muss heim. Es dunkelt. 15 Kilometer habe ich noch zu machen. Adios mitenan.»

Nicht drei Kilometer habe ich gemacht, als ich ein Auto hinter mir höre. Es hält neben mir. Es ist die Balilla des lieben Doktors Weibel aus Hallau. Meine 100 Kilo lassen sich noch drin verstauen. Ich komme noch vor Torchluss heim.

### In jedem Menschen steckt ein Hausierer

Also denn, befolgen wir den Rat des alten Dragoners. Gehen wir z. B. erst einmal nach Bern hausieren. Wie steht's aber mit der Garderobe? Kann man sich bei der Doris im Bahnhofbüffet überhaupt noch zeigen? Die Armenhausschaben haben Orgien in meinen Hosen gefeiert. Ist es nicht auch etwas geschämig für einen Schriftsteller, mit seinen Büchern reisen zu gehen, so wie der billige Jakob mit in Tierchern fabrizierten Giletteklängen herumhausiert?

«Warum nicht», sagt mir der Generaldirektor eines Versicherungsunternehmens. «Unsere Agenten tun ja auch nichts anderes als hausieren. Der Bankdirektor, der bei einem Grossindustriellen einen Besuch macht, um ihn zu bitten, seinen Kassen- und Kontokorrentverkehr über seine Bank laufen zu lassen, hausiert auch. Jeder Mensch hausiert mit irgend etwas.»

So fuhr ich denn nach Bern. Auch hier hat sich die Kavallerie bewährt. Zuerst klopfte ich an der Tür derer, von denen ich annehmen durfte, sie haben ihre Gesinnung gegenüber dem alten Kameraden nicht geändert. Ich erwartete von diesen ja nicht mehr, dass sie mir ihre Frauen und Kinder vorstellen, mich à la fortune du pot zum Nachessen einladen. Mir genügte, wenn sie, vielleicht etwas griesgrämig sogar, sagten: «Also, gib mir mal vier Bücher. Ich hab's zwar schon lang. Wieviel? Was, ein Fünftel! Am Kiosk kann man es für vier Fränkli haben. Jaso, du schreibst etwas hinein, eine Widmung. Also, gib schon. Trudelt», sagt er zur Dactylo, «gib dem Herr Doktor ein Zwanzgerölli.»

### „Der Herr Direktor ist beschäftigt“

Wir gehen nach diesem Anfangserfolg zuerst einmal ins Café Fédéral, wo ich vor 36 Jahren mit Bundesrat Zemp schöpelte. Ganz in der Nähe ist da noch ein Dragoneroffizier, der mich einige Jahre früher noch recht zutunlich und geschäftstüchtig empfing hatte. «Wen darf ich melden?» fragt sehr lieb die weissgeschürzte Maid. Man sieht halt doch noch, wenn man nicht zu scharf hinschaut, so aus wie ein Delegierter der Weltunion für die Anwendung von Yoghurt bei akuter Schizophrenie. «Der Herr XYZ lässt bedauern, er sei gerade jetzt beschäftigt», meldet die Botin. Sie schaut mich dabei unter den niedergeschlagenen Wimpern hervor so an, dass man merkt, der Herr oben im Stübli habe noch ein Mehreres gesagt. So z. B.: «Was, de Chab, was wot jetzt de.»

In meinem Notizbüchlein notiere ich: Dort keine Besuche machen, wo man zuerst nach dem Namen fragt und dann angemeldet wird, sondern nur in solchen Wohnungen oder Bureau, wo man gleich zum Chef hereingelassen wird. Aber kann man das immer vorher wissen?

Am angenehmsten ist der Empfang da, wo man vorher durch einen gemeinsamen Freund angemeldet wird. Da durfte ich es denn erleben, dass man zuerst einmal die Likörflosche unter dem Servierboy hervorruft. Man greift dabei nicht nach dem Trester schnaps, sondern nach der Flasche uralten litauischen Acquavits. Dann spricht man auch ein wenig über die Kavallerie von anno 1900. Am Tag nach dem Besuch kommt sogar noch ein Telephonanruf: die Frau Ständerat K. lasse zum Mittagessen bitten. Der alte Kamerad hat das vermittelt.

### Nur eine Frau kann Sie vor Ihren Fehlern retten

«Ihr Buch, die französische Ausgabe, habe ich natürlich schon längst gelesen. Sie sollten mir aber noch zwei Exemplare mit Widmungen schicken. Sie sind für Freunde in Frankreich. Sie müssen wohl allerlei an Kritiken gehört



Krügel hintereinander verantworten, wenn ich's vermag und es gar ein Gassner- oder Eggerbiel ist.

Es ist wohl ein ebenso altes Lied das «Bier her, Bier her, oder i fall um» wie das «Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion». Das erstere Lied möchte ich singen, wie ich mich dem Schleithelm nähere. Wo soll ich nun einkehren? Beim Postjakob? Da riskierst du, ein paar Scheinheilige aus der Stadt zu treffen. Ausserdem hast du heute nicht genug im Sack für die Spezialität des Hauses: Forellen blau. Gehen wir lieber zum Stamm in den «Löwen», zu einem sauern Nierli. Das ist auch ein alter Dragoner.

### Literatur und Suri Nierli

«So, chömed Sie au wieder emol zu üs?» fängt's von der Sohnesfrau aus an; aber, um Herrn von Tavel nicht ins Handwerk zu pfechen, will ich lieber mich des Hochdeutschen bedienen, wie man dem Schriftdeutschen manchmal sagt. Dann setzt sich der Vater hinzu. Ich erzähle ihm von meinen Einnahmen, denn ihm muss es natürlich auch wundern, wie man im Armenhaus Geld verdienen kann. Das hat eigentlich noch niemand zustande gebracht.

«Ich glaube, Sie könnten durch persönliche Besuche mehr erreichen als schriftlich», meint der alte Stamm. «Ein Brief, den legt ein so mancher weg. Wenn Sie selbst kommen, dann sticht manchen schon den Wunderfutz, den berühmten Bringolf einmal zu sehen. Dafür lässt er vielleicht ein Zwanzgerölli springen.»

«Ja schon, aber ich bin halt gar nicht für zugeschlagene oder nicht geöffnete Türen eingerichtet. Auf verdächtige Mienen schon gar nicht. Ich habe zuviel in die Alkoven der Menschen sehen können, um ihnen eine Sonderstellung mir gegenüber anerkennen zu können. Es steckt noch zuviel vom alten Menschenverdächtigkeits der Heidelbergerkorpszeit in mir, als dass ich ein dummes Gesicht ertragen könnte. Das Nierli könnte übrigens etwas pikanter sein.»

### Etwas Oxfordismus

Der alte Stamm blickt flehentlich nach seiner Schwiegertochter herüber. Er möchte sagen: «So nen Slech ist mir noch nie vorgekommen. Ist schon xmal eingesperrt gewesen, hat müssen für ein paar Monate armengössig werden und spielt immer noch den Grosshans.» Er fasst Mut, sagt: «Herr Doktor, da waren kürzlich einige Frauen aus der Stadt bei mir. Ich glaube die eine war die Frau Pfarrer H. Man hat auch von ihnen gesprochen. Sie meinte, wenn sie nur einmal den Doktor Brin-



mit dessen Hilfe es dann hieher in diesen Saal geraten ist. Strahlend flüstert sie uns ins Gesicht, dass sie nächsten Samstag entlassen werden wird. Und was dann? — An einer Nähmaschine sitzt das hübsche junge Mädchen, das erst letzte Woche im Pelzmantel und wallenden Locken vor Strafbamtsgericht gestanden ist, rückfällig geworden, und vor seiner ersten Strafverbüßung in Hindelbank nicht mehr zu retten. Und dort, die Stillste und Allerbeschwerendste, die kleine blasse dunkle Frau, die erst vergangenen November in einem Sensationsprozess Mittelpunkt gewesen, und neben ihrem auf Lebenszeit zu Zuchthaus verurteilten Gatten zu 8 Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. Hier verkriecht sie sich in eine freundliche geduldige Stummheit. Mittags sehen wir sie in selbstvergessenem Eifer mit hochbeladenem Geschirrbrett zwischen Nähstuhl und Küche über den Innenhof hin und her eilen. Sie hat ihren Mann vergiftet, der sie jahrelang bedrohte, beschimpfte und schlug, ihr zweiter Mann hat ihr den kleinen Sohn zu Tode gequält, ihre Tochter missbraucht — ihr scheint Hindelbank freundlich. Und es darf ihr auch freundlich erscheinen, denn mag das alte Hindelbank noch so viele Mängel und Fehler haben, in einem unschätzbaren Vorteil wird es keiner unserer anderen Anstalten übertroffen: seine Leiter haben beide, Mann und Frau, Respekt vor dem Unglück, Achtung vor dem Menschen, auch wenn er arm und hässlich in die Gewalt gegeben ist. — Eine funkelgelbe Anstalt, deren Leitung das nicht besitzt, ist schlimmer für den Strafvollzug als

Hindelbank. Letzten Endes ist es immer noch der Geist, der entscheidet, auch in einer Strafanstalt. Leider gilt dies auch in seiner Kehrseite. Wir gehen jetzt durch den Schlaflsaal der Strafgefangenen. Wohl haben seit dem letzten Mal die düsteren meterdicken Steinmauern einen neuen Anstrich bekommen, wohl hat jede Frau heute zu der winzigen Waschkübel ein Nachttischchen mit Schublade — das einzige, freilich unverschliessbare Stückchen Privatbesitz während ihrer ganzen Anstaltszeit —, aber daneben haben weder ein Tisch, noch ein Stuhl in dem ganzen Raume Platz, so eng stehen die zwölf Betten aneinander. Diese Betten sind alle besetzt, da man, um in der Kriegszeit Heizung zu sparen, alle Strafgefangenen in einem einzigen Schlafräume untergebracht hat. Da sind die zwölf gefangenen Frauen nun monatelang, ja jahrelang oder gar lebenslänglich, Nacht für Nacht allein mit ihrem Schicksal. Wie graue Nachtgespenster hängen ihre groben Röcke über ihnen an den Wänden, während Schluchzen, hasserfüllte zotige Reden, Schwatzen, Müdigkeit, Verzweiflung und Sehnsucht, als unaussprechlich ins Gedächtnis gebranntes Fegefeuer dem erlösenden bleiernem Schlaf vorausgehen. Jede Frau, die uns später einmal begegnet, nennt, gerade wenn sie zu den guten Elementen gehört hat, diese Seite des Anstaltslebens als die demütigendste und schlimmste. — Es ist dies, wenigstens teilweise auch bei den «Administrativen» nicht anders, die zur Hauptsache in einem renovierten Seitenflügel untergebracht sind. Auch hier vereinigt ein grosser, heller

Arbeitsaal die Grosszahl aller administrativ internierten Frauen bei Näh- und Flickarbeiten. Hier ist jede Sorte Frau vertreten, von der nur unglücklichen, verstossenen und verfolgten bis zu der moralisch verlorenen. Im Stockwerk darüber ist der ehemals riesige, verlotterte Saal hellfarbig und freundlich herausstaffiert und zum Teil geschickt in offene Kojen untergeteilt. Das Maximum, was in dem alten Schlossgebäude in dieser Beziehung verbessert werden kann ist erreicht — das gilt im gegenüber liegenden Schlossflügel auch für die ausgezeichnete eingerichtete elektrische Küche, die weitgehend dazu verholfen hat, dass das Essen für die Frauen auf den heutigen guten Stand gebracht werden konnte. — Aber geblieben ist auch im renovierten Schlaflsaal der «Administrativen» die Ueberfüllung in ein und demselben Raum, das traurige Los, nie einen Augenblick ganz allein sein zu können! Eine glückliche Ausnahme machen darin nur die Frauen und Mädchen, vorab die jungen und erstmals eingewiesenen, die in dem halben Dutzend Einer- und Zweierzellen in der umgebauten Scheune untergebracht sind, in der sich die eigentliche Wäscherei befindet.

„Die Tat ist nicht der Mensch“

Jakob Wassermann.

In diesen wenigen Einzelzellen, über die Hindelbank heute erst verfügt (um dem kommenden schweizerischen Strafrecht genügen zu können, wird es nicht ohne bauliche Neuerungen ab-

gehen), haben wir uns dieses Satzes erinnern müssen: Die einzige Stelle in der Straf- und Arbeitsanstalt, wo auf ein paar Quadratmetern Raum ein unbestrittenes Stück Privatleben bestehen darf... Ach, es besteht freilich nur in ein paar Postkarten, in einer Photographie oder in einem Bild aus einer Illustrierten, in einer kleinen Decke oder einem winterlich kümmerlichen Blumenstock. Mehr ist nicht da. Aber es sagt in aller Unbeholfenheit genau dasselbe, was der Leiter Hindelbanks, Direktor Schnoll, plötzlich auf eine Frage ganz spontan in aller Einfachheit geantwortet hat, mitten in diesem Rundgang durch die Säle, die Küche, den Garten, das Gewächshaus, oder beim Holzverladen, wo jedesmal ein paar Frauen in blauer oder brauner Tracht auch mitten im Arbeiten gewesen sind. Jene Antwort hat gelauret: Kämpfe und Enttäuschungen auf solchem Posten sind unvermeidlich. Aber ich darf ihnen ehrlich sagen, dass die schwersten darunter, für meine Frau und mich nie von den uns anvertrauten Frauen hergekommen sind.

Und auf dem Gang zum Bahnhof sagt mitten in einem ganz andern Gespräch die Frau Direktor selber: «Mir scheint heute, dass ich das wirkliche Leben überhaupt nicht gekannt habe, ehe ich nach Hindelbank gekommen bin. Und ich bin glücklich, dass alle meine drei Töchtern hier aufgewachsen sind. Nie haben die Kinder von unseren Frauen etwas Böses erfahren. Auch die Wildesten und Gefährlichsten haben sich in ihrer Gegenwart zusammengemommen und sind freundlich gewesen...»  
Emmy Moor.

Köpfe der Zeit

Leslie Hore Belisha — Englands Kriegsminister

Von B. W.

Es hat gelauret. Die Pause ist zu Ende. Die Schüler der 6. Lateinklasse strömen in das hohe, dunkle Schulzimmer in St. John's College. Die Professoren laufen noch im Gänge auf und ab. Langsam verbleibt der Lärm der schreienden und sich stossenden Schüler.

Auf dem Katheder steht ein Junge mit kugeligem Gesicht und braunem, welligem Haar. Er hat, weiss der Himmel woher, einen Talar genommen und sich über die Schulter geworfen. Jetzt deklamiert er mit zusammengezogenen Augenbrauen und wilden Gesten:

«Friends, Romans, Countrymen, lend me your ears,  
I came to burry Caesar, not to praise him...»

Die Klasse bricht in Gelächter und Gejohl aus.

Da öffnet sich die Türe, und der Professor betritt stürmzuletzt das Klassenzimmer. Wie er den Jungen auf dem Katheder sieht, macht er ein saueres Gesicht. Er kann den Sohn der Lady Hore nicht gut scheitern.

30 Jahre später hält Leslie Hore-Belisha abermals eine Rede. Diesmal ohne theatralische Gesten und ohne Maskerade:

«Wir werden den Krieg, den man uns aufgezungen hat, bis zum Ende führen. Es wird auch das Ende der gegenwärtigen deutschen Regierung sein.»

Leslie Hore-Belisha sitzt mit 44 Jahren auf dem Sessel, den Lord Kitchner inne hatte. Er ist das jüngste Mitglied des Kriegsministeriums. Seine politische Laufbahn begann er mit 28 Jahren. Während des Wahlkampfes wurde er von seinen politischen Gegnern für den Parlamentsitz von Devonport heftig kritisiert, und einer betitelte ihn sogar als «jungen Lauskerli». Hore-Belisha antwortete darauf in stolzer Aufwallung:

«Ich bin stolz darauf, junger Lauskerli» genannt zu werden, weil ich nicht viel älter bin, als Napoleon war, als er die grössten Armeen der Weltgeschichte zum Sieg führte; weil ich nicht viel älter bin, als Alexander bei der Eroberung der damals bekannten Welt war; weil ich nicht viel älter bin, als Hannibal beim Zug über die Alpen war; weil ich nur 5 Jahre älter bin als Pitt, der grösste englische Ministerpräsident, der mit 23 Jahren diese Stelle bekleidete; weil ich nur 6 Jahre älter bin als Gladstone beim Antritt des Schatzkanzleramtes war. Es gab 3 Millionen junge Lauskerli, welche meinen Gegenkandidat und sein Heim während des Weltkrieges schützten. Wenn ihr ein Denkmal der Heldentaten solcher «Kerle» sehen wollt, dann geht hinüber, auf die andere Seite des Kanals. Es ist 300 Meilen lang und eine halbe Meile tief. Viele Tausende von Grabsteinen junger Lauskerli stehen darauf.»  
Er gewann den Sitz.

Heute, nach 16 Jahren, hat seine unglaubliche Energie dazu beigetragen, dass die ersten Kontingente der grössten Armee «junger Lauskerli», die England je gekannt hat bereitgestellt werden konnten.

Als Hore-Belisha Kriegsminister wurde, ruhmte es in den Wandelgängen, und ein allgemeines Kopfschütteln begann. Nicht darum, weil er ein junger Lauskerli war. Er hatte inzwischen an politischer Bedeutung zugenommen, sein Haar war grau geworden, und seine Augen wanderten nicht mehr so unruhig von einem Gesicht zum andern. Er war ein gesetzter Mann. Sein rundes Gesicht und die immer breiter werdende Figur war im ganzen Land und auf dem Kontinent von allen Karikaturisten berühmt gemacht worden. Aber alte,



Hore Belisha als junger Journalist.

vieldekorierte Generale und die Bureaucraten mitsamt der ganzen Brigade der alten Garde schauderten beim Gedanken daran, was der mit seiner unbändigen Energie im ehrwürdigen Kriegsministerium wohl alles anstellen würde. Moderne Auffassungen setzen sich an den oberen Stellen nur langsam durch. Hore-Belisha hält viel von den Methoden der modernen Reklame, das heisst, er weiss, wie man den Mann auf der Strasse anlassen muss und wie man mit ihm über seine Probleme sprechen kann. Aber Armeebureaucraten halten fest und treu zu den alten, eingefahrenen Traditionen. Napoleon hatte seine Schwierigkeiten mit den Traditionalisten, und die Traditionalisten hatten ihre Schwierigkeiten mit Hore-Belisha.

Man sagte allgemein, dass der junge Aspirant auf Disraelis Sitz wilde Pläne für eine Neuorganisation und Modernisierung der

Armee hätte. Sie erinnerten an Monash, den berühmten australischen Juden, der, wenn der Weltkrieg noch länger gedauert hätte, wahrscheinlich Oberkommandierender der britischen Armee geworden wäre.

Die Traditionalisten hatten Recht. Als Hore-Belisha den Schleier von den ersten Details über die Absendung des englischen Expeditionskorps löfete, da sprühte man, dass im Kriegsministerium ein anderer Wind wehe. Aber die falschen Propheten wurden ruhig.

1939 war eine grössere Militärmacht in kürzerer Zeit als 1914 ruhig und sicher nach Frankreich gebracht worden. Die Aufgabe war diesmal schwerer zu lösen gewesen, weil moderne Kriegsmaschinen grössere Mengen von Betriebsstoff und Ersatzmaterial verlangen. Und was noch wichtiger ist: das englische Expeditionsheer hat noch unerhörte Reserven hinter sich, welche von Hore-Belisha sozusagen aus dem Boden gestampft wurden, indem er allerdings brüsk mit den Traditionen brach. Er ersetzte die höchsten Kommandoposten mit jüngeren Männern und füllte diese Stellen auf solche Art mit frischem Blut. Die scharfen Rangunterschiede stumpfte er mit demokratischen Reformen ab und popularisierte dadurch die Arme.

Es war Hore-Belisha, der schon in Friedenszeiten die allgemeine Wehrpflicht in England verlangt hatte. Sie kam zu spät, um den Krieg, der vielleicht schon damals unabwendbar war, zu verhindern, weil sich die Engländer nur schwer dazu entschliessen konnten, mit ihren jahrhundertalten Praktiken zu brechen und weil dem Engländer insbesondere ein ausgesprochenes Gefühl für Individualität zu eigen ist. Die allgemeine Wehrpflicht kam zu spät, aber sie kam immer noch früh genug, um eine grössere, besser durchtrainierte Armee ins Feld zu stellen, als es ohne sie möglich gewesen wäre.

Hore-Belisha machte Fehler. Man hat ihm Uebertreibungen und Unterlassungen vorgeworfen, wo er vielleicht nicht allein die Schuld trug. Während der Septemberkrise, die in München endete, warf man ihm sogar vor, er habe die Luftabwehr nicht genügend ausgebaut, auch lasse die Ausrüstung der Armee vielerorts zu wünschen übrig. Man ging sogar so weit, ihn damit indirekt für das klägliche Ende einer Illusion in München verantwortlich zu machen, denn, so argumentierte man, hätte sich England damals stark genug gefühlt, dann hätte Chamberlain nicht so weitgehende Konzessionen machen müssen. Hore-Belisha hielt es damals für angezeigt, ein besonderes Ministry for Supplies einzurichten.

Heute arbeitet er täglich 18 Stunden und ist dabei seiner Stellung so sicher, dass die Versuche seiner politischen und Rassegegner von 1938 nicht einmal mehr gewagt werden, weil das Land weiss, was es ihm verdankt.

Trotz seines Hanges zum Dramatischen, der ihm noch aus der Kindheit nachgefolgt ist, trotz seiner Liebe zu allen Dingen, die das Le-

ben angenehm machen, arbeitet er in einer sehr einfachen Umgebung. Sein Arbeitszimmer ist nur nach praktischen Erwägungen eingerichtet. Hohe Wände, die mit Karten und Plänen bedeckt sind. An seinem Mahagonischreibtisch hält er Konferenzen mit seinen Generalen. Wenn er Besucher empfängt, wirft er sich in einen bequemen Klubsessel am Cheminée, um gleichzeitig die Nerven zu entspannen. Er hat dabei allerdings die beneidenswerte Gabe, jeden Besucher glauben zu machen, gerade sein Besuch sei der wichtigste des ganzen Tages.

Hore-Belisha hatte das Glück, eine kluge und gütige Mutter zu haben. Es war diese Lady Hore, Gattin von Sir Adair Hore, ständigem Sekretär des Pensionsministeriums, welchen sie im Jahre 1912, nach dem Tode ihres ersten Mannes, J. I. Belisha, heiratete. Nach der Wiederverheiratung seiner Mutter änderte der Sohn seinen Namen von Belisha in Hore-Belisha um. In einem Interview, das Lady Hore kurz vor ihrem Tode dem englischen Journalisten Stefan Lorent gewährte, sagte sie von ihrem Sohn folgendes:

«Leslie und ich sind die besten Freunde. Ich habe in meinem ganzen Leben niemals von ihm verlangt, dass er mir dankbar sein müsse, ich wollte auch niemals, dass er aus dem Gefühl des Verpflichtetseins etwas für mich tue. Die einzige Art von Liebe und Dankbarkeit, die es sich überhaupt zu empfangen lohnt, ist jene, die ohne Aufforderung frei aus dem Herzen kommt. Ich bin sicher, dass nur deshalb mein Sohn sich heute selbst freut, zu mir zu kommen oder mit mir auszugehen oder mir Geschenke zu bringen. Ich spreche aus Erfahrung und gebe allen Müttern den Rat, ebenso zu handeln.»

Mein Mann starb, als Leslie 5 Monate alt war. Auf diese Weise wurde mein kleiner Sohn mein einziger Trost in jener schweren Zeit. Ich hätte es gern gesehen, wenn er Arzt geworden wäre, aber er zeigte schon frühzeitig Neigungen zur Jurisprudenz. Auch entwickelte er in jungen Jahren ein gewisses Redner Talent. Ich erinnere mich, dass er nachts in seinem Schlafzimmer Reden berühmter Männer deklamierte. Wenn ich ihn scholt, warum er noch nicht schlafte, antwortete er, er müsse sein Gedächtnis trainieren. Er war in der Schule zu Clifton an jenen Tagen, an denen Deklamationsübungen abgehalten wurden, das «Vorführexemplar». Gewöhnlich sass er vor einer solchen Aufführung ungläubliche Mengen von Grape-Fruits, weil er irgendwo einmal gehört hatte, dass der grosse Pitt viel getrunken hätte, bevor er eine Rede hielt. Leslie hoffte mit Grape-Fruits dieselben Erfolge zu erzielen wie Pitt. Einmal, als wir in Frankreich waren — er war noch ein kleiner Junge — verschwand er einmal plötzlich, als wir eine Kirche besichtigten. Ich hörte seine Stimme und fand ihn dann auf der Kanzel, wie er heftig gestikulierend eine von Bossuets Reden hielt.

Ich weiss, dass man allgemein seine Willenskraft bewundert. Trotzdem sagt er mir immer, dass er seinen Erfolg nur mir zu verdanken habe. Aber das ist nicht wahr. Was ich für ihn tun wollte (und hoffentlich auch konnte), war, ihm genügend Selbstsicherheit zu geben und die Kraft, an sich selbst zu glauben. Er behauptet immer, dass ich ihn inspirierte. Aber ich darf ruhig gestehen, dass es gerade umgekehrt ist.

Als seine Mutter starb, war Hore-Belisha lange Zeit unzugänglich und jedenfalls tief erschüttert, obwohl er sich niemals äusserte.